

BUCHBESPRECHUNGEN

Conrad-Martius, Hedwig, *Das Sein*. München 1957.

Kann man sagen, das Sein habe ein Wesen?

Nach scholastischer Lehre ist das Wesen (essentia) ein Prinzip, das in Verbindung mit dem Prinzip des Seins (esse) das Seiende konstituiert. Das Prinzip des Wesens korrespondiert dem Prinzip des Seins. Jenes bildet das genaue Gegenstück zu diesem. Das Wesen kann aber nicht zugleich das konstituierende Prinzip seines Gegenprinzips, des Seins, sein, da es sonst von diesem nicht verschieden wäre. In diesem Sinne kann das Sein kein Wesen haben.

Wenn dennoch Hedwig Conrad-Martius in ihrem eben erschienenen Buche „Das Sein“ das Wesen des Seins untersucht, so muß zunächst gesagt werden, daß die genannte Dialektik hier noch gar nicht zur Frage steht. Die phänomenologische Wesensuntersuchung des Seins bedeutet keine Rückführung des Seins auf das Wesen. Die Sache des Buches von Hedwig Conrad-Martius liegt sozusagen früher. Es geht allererst darum zu verstehen, was Sein ist.

Die phänomenologische Frage nach dem Wesen hat eine Besonderheit darin, daß sie sich allem zuwenden kann, was irgendwie im Phänomen oder auch nur dem Worte nach sich fassen läßt. Es gibt in diesem Sinne nicht nur Wesen von Seiendem, sondern alles, was sich irgendwie ausdrücken läßt, z. B. Eigenschaften, Tätigkeiten, Beziehungen, selbst das Nichtseiende und das Nichts haben solchermaßen ein Wesen. Auch das Sein hat ein Wesen. Es hat seine Beschaffenheit, sein Was, seinen Sachgehalt. Sonst könnten wir nicht von ihm reden.

Was aber ist das Wesen des Seins? Es ist eine Klugheit des Buches, nicht beim Paradigma des Seins, beim realen Sein, anzusetzen. Es beginnt beim Ist-Sagen. Dieses „ist“ der Rede hat in der modernen Ontologie viel Verwirrung gestiftet. Wie können wir — so argumentiert man — über das Sein etwas aussagen, wenn es selbst in der Aussage immer schon wiederkehrt? Wie können wir über das Sein der Rede hinausgehen, uns außerhalb des Seins stellen? Müßte man nicht einen Standort außerhalb des Seins haben, um „hinter“ das Sein zu kommen?

Dieser Skepsis geht die Ontologin Hedwig Conrad-Martius mit unerhörter geistiger Kraft und Kühnheit zu Leibe. Sie wagt es, die zwicklichten Argumentationen scharf in den Blick zu nehmen und zu entzaubern. Allerdings besitzt sie mit der phänomenologischen Methode auch die Mittel dazu. Die unleugbare Tatsache, daß jede Erörterung des Seins sich ständig des Ist-Sagens bedient, wird nicht bestritten, sondern gerade untersucht. Mit dem phänomenologischen

Seziermesser werden die verschiedenen Funktionen der Kopula aufgedeckt. Das Erstaunliche ist, daß in dem kleinen Wörtchen „ist“ schon mehrere verschiedene Seinsmomente enthalten sind, völlig abgesehen noch von dem Sein realer Existenz, die es gegebenenfalls beinhalten kann. Gegenüber der prädikativen Funktion der Kopula, die seit altersher bekannt ist, hat schon Pfänder darauf hingewiesen, daß das Urteils-Ist auch ein Behaupten zum Ausdruck bringen kann. Ungleich bedeutsamer als diese beiden Seinsmomente ist eine andere und weitere Funktion des „ist“. Durch es wird der Sachverhalt erstellt, auf den sich das Urteil bezieht. Daß es dieses sachverhaltsimmanente „sein“ tatsächlich und unterscheidbar gibt, wird an den sogenannten impersonalen Urteilen aufgewiesen. „Es ist warm.“ Obgleich hier keine prädikative Hinbeziehung einer Prädikatsbestimmtheit auf einen Subjektsgegenstand stattfindet — es gibt ihn ja nicht —, wird doch ein Sachverhalt aufgestellt, der Sachverhalt des Warmseins. Es gibt ein spezifisches Seinsmoment, welches allein der Erstellung des Sachverhalts dient. Einen Sachverhalt aber gibt es zu jedem Urteil, denn er ist dasjenige, worauf sich ein Urteil bezieht.

Die Bedeutung des sachverhaltsimmanenten Seins wird einsichtig, wenn man das Wesen des Sachverhalts bedenkt. Der Sachverhalt ist jenes Mittlere, welches die Sache in einer eigentümlichen, durch die formale Struktur des Urteils bedingten Form darstellt. Er ist jene kategoriale Form, in die die Sache eingehen muß, damit sie der Erkenntnis und dem Urteil zugänglich werde. Man muß hier beachten, daß der Sachverhalt einerseits — dem Inhalte nach — die Sache selber darstellt; er ist materialiter mit dieser identisch. Andererseits aber erscheint die Sache in einer Form auseinandergelegt, wie sie ihr selber nicht zu eigen ist (oder doch nicht zu eigen zu sein braucht). Formaliter ist der Sachverhalt von der Sache verschieden. Diese Mittel- und Mittlerstellung verleiht dem Sachverhalt die hohe Bedeutung. Nichts kann in die Erkenntnis, nichts in das Urteil eingehen, es sei denn in der Form des Sachverhalts. Umgekehrt ist der Sachverhalt die formale Handhabe, das kategoriale Werkzeug, um zum An-sich der Sache durchzudringen. Das Sein des Sachverhalts bedeutet kein Gefängnis, welches dem Erkennen den Zugang zum eigentlichen Sein versperrt, „sondern theoretisches Denken und Erkennen verlören ihren eigenen, auf Wahrheit ausgehenden Sinn, wenn sie sich außerhalb des sachverhaltsimmanenten Seins stellen wollten“. „Das ‚ist‘ ist seinem ganzen Sinn und Wesen sowie seinem ganzen Umfang nach nichts anderes als ein formaler Durchgang zum An-sich.“

Was vom Sachverhalt gesagt wurde, gilt ebenfalls für den Gegenstand. Er besitzt gleichermaßen kategoriale Funktion und ein eigenes, ihn konstituierendes Sein. Wie der Sachverhalt die Handhabe gibt, so Selbstverhalten der Sache durchzuloten, so der Gegenstand, um den Träger dieses Selbstverhaltens zu fassen.

Das Buch stellt deutlich heraus, daß es sich bei diesen Seinsmomenten noch nicht um echtes Sein handelt. Der Gebrauch des Wortes „ist“ respektive „sein“ deutet jedoch an, daß eine Beziehung zum echten Sein besteht. Wie die Rede von der gesunden Medizin nicht meint, daß die Medizin gesund sei, sondern nur daß sie gesund mache, so wird „ist“ und „sein“ in der prädikativen, behauptenden und kategorialen Funktion nur analog gebraucht. Und zwar dergestalt, daß es instand setzt, das echte und eigentliche Sein gedanklich und sprachlich zu fassen. Das echte Sein kommt dem Seienden zu wie die echte Gesundheit dem Menschen. Aber das analoge „sein“ des Ist-Sagens gibt uns die Handhabe, das Sein des Seienden selber zu fassen und auszudrücken. Mit den Analysen dieses Buches dürfte der skeptischen Resignation, welche sich mit dem Hinweis auf die Wiederkehr des Seins im „ist“ des Sagens von der Frage nach dem realen Sein dispensiert, ein für allemal der Boden entzogen sein.

Je nachdem, was im Urteil gefaßt wird, wird das inhaltlich noch offene kategoriale „ist“ mit verschiedenem Gehalt gefüllt. So wendet sich das Buch den verschiedenen Arten von Sein zu, die in Sachverhalten kategorial befaßt werden können. Dabei zeigt sich sogleich eine tiefe Kluft zwischen dem realen Sein und dem bloß ideellen Sein. Letzteres ist wie das kategoriale Sein nur ein analoges; doch ist die Analogie völlig anderer Art.

Unter dem ideellen Sein faßt Conrad-Martius alle Arten von Sein zusammen, die weder reales Sein sind noch zum Sein des Ist-Sagens gehören. Der Leser wird zu seiner Überraschung entdecken, daß es im Bereich des Ideellen sehr Verschiedenes gibt. Es gibt Wesenssachverhalte, es gibt Ideen, es gibt ideale Gegenstände (sogar zwei verschiedene Arten dieser), es gibt Wesensgesetze und es gibt Wesenheiten. Nicht nur im täglichen Leben, sondern auch im Denkhauhalt der meisten Philosophen gehen diese Dinge durcheinander. Was kann z. B. ein Begriff wie ens rationis gemäß den Unterscheidungen des Buches alles bedeuten? Wie unzureichend ist eine Unterscheidung wie die des *ordo essendi* und *cognoscendi*? Mit der ihr eigenen Kraft der Unterscheidung und jener Präzision, die aus der phänomenologischen Methode entspringt, bringt Hedwig Conrad-Martius Ordnung in diesen schwer faßbaren Seinsbereich. Sie tut es mit souveräner Hand. Dabei wird doch jedes nur an die ihm gebührende

Stelle gesetzt. Aber nicht nur hinsichtlich ihres Wesens unterscheiden sich die „ideellen“ Gegebenheiten, sondern auch in Bezug auf ihr Sein. Wiederum verfolgt man mit Erstaunen die Analysen, in denen das jeweils spezifische Seinsmoment aufgewiesen wird. Ist es nicht üblich, sich angesichts des ideellen Seins mit der seismäßigen Abhängigkeit von einer *Cogitatio* zu begnügen? Nach der Meinung der Philosophin kommt eine cogitative Seinsbegründung lediglich der Idee zu. Wieviel Kurzschluß und leere Konstruktion muß da entstehen, wo die notwendigen Unterscheidungen fehlen!

Das Gewicht des Buches liegt auf der Untersuchung des realen Seins. Das reale Sein bildet den Terminus, in Bezug auf den die anderen Formen des Seins analog sind. Obgleich das natürliche Bewußtsein niemals daran gezweifelt hat, daß Realität die eigentliche, volle und vollkommene Form des Seins sei, ist es der philosophischen Bemühung bislang nicht gelungen zu sagen, was Realität eigentlich sei. Auch der Realismus in all seinen Formen blieb die Antwort schuldig. Es gibt dies, daß jemand eine richtige These vertritt, ohne sie begründen zu können. Der Realismus ist über den abstrakten Begriff der Vorhandenheit nicht hinausgekommen.

Die transzendente Philosophie, der es um die Erhellung der Konstitution der Subjektivität geht, kennt das reale Sein nur als transzendental konstituiertes. Es sei bemerkt, daß die Verfasserin in anderen noch unveröffentlichten Arbeiten die sachliche Berechtigung der Realität als transzendentaler Kategorie (Kant) oder als transzendentalen Horizontes (Husserl, Heidegger) sieht und betont. Über Kategorie und Horizont, worin das Subjekt das Reale als Reales hat und erfährt, hinaus gibt es aber noch das Reale selbst in seinem eigenen, ihm selbst zuzukommenden realen Sein. Um so sprechen zu können, muß man allerdings das transzendente Denken, oder sagen wir genauer das bloß transzendente Denken schon überwunden haben. Die transzendente Subjektivität muß wieder Fuß gefaßt haben in der realen Welt.

Heidegger macht mit der Konzeption des *Daseins* als *In-der-Welt-Sein* einen entscheidenden Versuch in dieser Richtung. Er verbleibt aber dennoch im Feld des Transzendentalen, weil er die Welt, in welcher *Dasein* ist, selber nur transzendental (als Horizont), nicht aber real versteht. Den entscheidenden Überschritt vollzieht Hedwig Conrad-Martius, indem sie die reale Welt nicht nur als transzendentalen Horizont, sondern darüber hinaus auch als wirklich reale Welt ernst nimmt. So paradox es transzendentalphilosophischen Ohren klingen mag — gerade dadurch, daß die Philosophin die Realität der Welt und die Realität des Geistes zur Grundlage nimmt, gelingt ihr eben das, was das erste Anliegen der transzendentalen Philosophie

ist und was diese nur durch Ausklammerung der Realität — in welchem Sinne auch immer — erreichen zu können glaubt. Es gelingt ihr der Aufweis der transzendentalen Konstitution der Subjektivität in einem Sinne, der die Konzeptionen Kants, Husserls und Heideggers fundamental überholt. Wir kommen gleich wieder darauf zurück. Zuvor bedarf es einer Skizzierung, wie Conrad-Martius das Wesen von Realität selber faßt und bestimmt.

Wir wollen diese Gelegenheit benützen, um eine kleine Übersicht, gewissermaßen ein Koordinatensystem für die verschiedenen Fragestellungen bezüglich des Seins zu geben. Das dürfte dem Verständnis des ohnehin nicht gerade leichten Buches förderlich sein.

Nach dem Seienden kann man auf zweifache Weise fragen. Im einen Falle zielt die Frage darauf, was das Seiende ist, im anderen Falle, daß es ist. Man sagt, die eine Frage gehe auf das Wesen, die andere auf das Sein. Genau besehen aber kann ich nach dem Sein des Seienden in zweifacher Weise fragen, einmal ob es ist — die Frage nach seiner tatsächlichen Vorhandenheit, und zum andern, wie das Sein dieses Seienden beschaffen ist. Letztere Frage zielt auf das Wesen des Seins des Seienden (nicht auf das Wesen des Seienden — das ist wohl zu beachten). Die Frage setzt voraus, daß das Sein selber eine bestimmte Beschaffenheit, Struktur, ein spezifisches Wesen habe, welches zu bestimmen Antwort auf die letzte Frage wäre. In der Tat kennen wir schon aus unserer alltäglichen Weiterfahrung solche qualitativen Formen von Sein. So ist z. B. die spezifische Seinsart der Pflanze Leben. In dem Buche werden nicht alle Arten von Sein untersucht, sondern nur die beiden polaren Grundformen: stoffliches und geistiges Sein.

Von diesen beiden Untersuchungen unterscheidet sich grundlegend die Bestimmung des Wesens von Realität. Während bei den qualitativen Formen des Seins (vgl. stoffliches und geistiges Sein) das Sein in seiner Beschaffenheit jeweils dem Wesen des entsprechenden Seienden folgt, gilt das nicht für das reale Sein als solches. Der Versuch, das existentielle Moment der tatsächlichen Vorhandenheit im realen Sein aus dem Wesen des Seienden abzuleiten, wird mit Nachdruck abgewiesen. Während im Bereiche des Ideellen das Sein aus dem Wesen folgt, ist „bei den Realitäten eine Zurückführung der existentiellen Bestimmtheit auf die essentielle eine wesenhafte Unmöglichkeit... Die Vorhandenheit des real Existierenden läßt sich selber nur existentiell, nicht essentiell begründen. Auf der seinhaften Seinsgegründetheit ruht das ganze Wesen der Realität“.

Im Vergleich zum ideellen Sein bloßer Vorhandenheit — wie immer im einzelnen die Unterschiede sein mögen — ist das reale Sein vorhandene Vorhandenheit. „Das Reale ist

nicht nur einfachhin ‚da‘, sondern sein Dasein stellt funktionell in ihm, dem Daseienden, ein eigenes Daseinsmoment vor. Das Sein hat hier eine eigene Stätte am Seienden gefunden. Das Reale ‚ist‘ nicht nur, sondern sein Sein ist an ihm selber ein seiendes.“ Reales Sein ist seiendes Sein. Die anderen Bestimmungen des realen Seins im Sinne des „Selber-Seins des Seins“ oder des „selbsthaften Vermögens zum eigenen Sein“ oder — formal — im Sinne der Komplikation des abstrakten Seins mit sich selbst hängen hiermit zusammen.

Das Verständnis wird bei diesen Bestimmungen zuweilen auf Schwierigkeiten stoßen. Wie weit sie in der Sache liegen oder wie weit sie durch die Erstmaligkeit des Versuchs dieser Bestimmung bedingt sind, muß die Zukunft aufweisen.

Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang die ontologische Bestimmung von Substantialität. Das Buch macht radikal ernst mit dem Axiom: Reales existiert substantiell (wobei anzumerken wäre, daß Realität primär der Substanz, sekundär auch den Akzidentien zukommt, diesen jedoch immer nur mit Bezug auf eine reale Substanz). „Substanz ist primär und rein ontologisch gefaßt das, was sich selber in seinem Sein seinhaft untersteht, einfacher ... was seinem eigenen Sein untersteht.“ Die Tragweite dieses neuen, vom Sein her konzipierten Substanzbegriffs dürfte aus folgendem erhellen. Der überlieferte Begriff, welcher Substanz als Substrat akzidenteller Bestimmungen oder als Bleibendes im Wechsel faßt, hat sich angesichts der Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft als ungeeignet erwiesen. Mehr noch versagte dieser Begriff bei dem Versuch, die Konstitution der transzendentalen Subjektivität zu bestimmen. Genau dies aber — sowohl der theoretische Seinsaufbau des Unlebendigen und Lebendigen wie auch der Aufbau des Ich — ist nach Ansicht der Philosophin überhaupt erst möglich mit Hilfe eines echten seinsmäßig gefaßten Substanzbegriffs. Wie seine Anwendung in der Ontologie geschieht und zu welchem Ergebnis sie führt, ist aus den Arbeiten der Philosophin zu ersehen. (Der Selbstaufbau der Natur. Hamburg 1944; Bios und Psyche, Hamburg 1949.)

Daß die Daseinsunabhängigkeit, die vielfach als Charakteristikum der Substanz angesehen wird, nur eine Folge ihrer ontologischen Konstitution, nicht aber ein Konstituens derselben ist, wird von dem neuen Substanzbegriff her unmittelbar einsichtig.

Um sich selbst in seinem Sein seinhaft zu unterstehen — worin das Wesen der Substanz besteht —, muß das Seiende in einem Verhältnis zu sich selbst stehen: es muß eine dynamische Seinskonstitution besitzen. Beim stofflichen Sein — so zeigt das Buch in der Untersuchung, die eben dem stofflichen Sein gewidmet ist — hat das Seiende seinen „Grund und Boden“ in

sich selbst. Es ruht in sich selbst, ist in seinem eigenen Grunde fundiert, wie man auch umgekehrt sagen könnte, daß es in einer, obgleich zurückgebundenen, Selbstheraushebung aus sich selbst existiert. Es hat einen „Grund“, der in einer potentiellen Seinssphäre gründet, es hat eine „Oberfläche“, das ist das, was uns als physische Wirklichkeit zugänglich ist. Wer die naturphilosophischen Arbeiten von Hedwig Conrad-Martius kennt, wird sofort den Zusammenhang zwischen der in diesem Buche durchgeführten systematischen Seinslehre und jenem an Hand der empirischen Forschung aufgewiesenen ontologischen Aufbau der stofflichen Welt sehen. (Der Selbstaufbau der Natur, Hamburg 1944; Bios und Psyche, Hamburg 1949; Naturwissenschaftlich-metaphysische Perspektiven, Hamburg 1948.)

Während das stofflich Seiende seinen „Grund und Boden“ in sich selbst hat, hat das Ich in sich nichts, worauf es sich seinhaft gründen könnte. In absoluter Selbstübersteigerung ist es immer schon beim Gegenstande, bei der Welt. Diese transzendente Konstitution der Subjektivität haben Husserl und Heidegger, wenn auch in verschiedener Weise, herausgestellt. Worin besteht demgegenüber das Neue? Lassen wir die Philosophin selber sprechen. „In seinem eigenen selbsthaften Ursprung hat das Ich keinen Grund und Boden, in dem es seiend stehen und einen substantiellen Standort in sich haben könnte. Zu einer wahren substantiellen Existenz gehört aber ein ‚Standort‘, an dem eben dieses Seiende ‚selber ist‘, an dem es durch sein Selbersein ins Sein hineinfixiert ist. Das Ich muß sich in seiner ursprünglichen Ungründigkeit einen solchen ‚Grund und Boden‘ selber schaffen.“ Die geistige Substanz „hat als solche das ursprüngliche existentielle Vermögen, sich einen Gegenwurf, einen Gegenstand, ein Objekt zu schaffen. Indem sie irgendein ‚Etwas‘ intentional ergreift und darin gleichsam ‚Fuß faßt‘, setzt sie sich in und mit diesem Gegenwurf, der zum Gegenstand wird, selber als Seiendes“. Dennoch ist es nicht so, als ob in dieser „jenseitigen“ existentiellen Grundlegung der selbsthafte Seinsursprung verloren ginge. Das Ich bleibt in seinem eigenen ungründigen Ursprung. „Die transzendente Übersteigerung wäre keine solche, wenn darin das Übersteigende dieser seiner eigenen Übersteigerung nicht entzogen bliebe. Nur insofern das archonal (geistig) Seiende im ontisch geleisteten Gegenwurf über sich hinaus ist, ist es auch bei sich! Außer in dieser transzendentalen Selbstbegründung existiert es gar nicht und ist folglich außer ihr nicht ‚bei sich‘.“

Das dynamische Verhältnis zu sich selbst, welches der Substanz ermöglicht, sich selbst im Sein zu unterstehen, liegt in der transzendentalen Selbstübersteigerung einerseits und der ihr konstitutiv zugeordneten selbsthaften Entzogenheit andererseits. Mit dieser Konstitution ist

diese Substanz eine reale, eine im realen Sein wurzelnde. Sie ist in Bezug auf die Realität durchaus gleichen Ranges mit dem Stofflichen. Damit hat das Buch einen Sachverhalt theoretisch einsichtig gemacht, der zwar immer schon behauptet wurde, aber noch keine zureichende ontologische Begründung gefunden hat.

Auch den — berechtigten — transzendentalphilosophischen Einwand, daß das im Gegenwurf gegenständlich Gehabte noch nicht notwendig die reale Welt zu sein brauche und daß damit die „Realität der Außenwelt“ durchaus noch nicht gesichert sei, übergeht das Buch nicht. Es hält dem entgegen: Wenn auch das gegenständlich Ergriffene nicht reales Sein haben muß, so kann doch umgekehrt die reale Welt genau wie jedes andere „Etwas“ zur transzendentalen Begründungsbasis des geistigen Ich dienen. Damit ist allerdings noch nicht entschieden, ob die Welt, die ich als eine reale unmittelbar erfasse, tatsächlich eine reale ist. Diese Frage geht ins Metaphysische und läßt sich letztlich nur vom Metaphysischen her beantworten. Es würde jedoch, so sagt die Philosophin, der eigentliche ontologische Sinn unseres ichhaften Wesens unerfüllt bleiben, wenn diese Welt, in die wir uns faktisch hineingestellt finden und die uns in der ursprünglichsten Erfassung als reale gegenwärtig ist, tatsächlich keine reale Welt wäre. Unsere ganze Existenz würde sich als sinnwidrig herausstellen, und die cartesianische These bekäme einen vollgültigen Sinn, daß in diesem Fall nicht Gott, sondern ein lügnerischer Geist die Welt bzw. uns selbst, da es ja keine wirkliche Welt gäbe, geschaffen haben müßte.

Wir haben uns mit dem geistigen Sein etwas ausführlicher beschäftigt, weil die derzeitige Ontologie mit dem Seinsproblem an dieser Stelle ansetzt. Historisch ist das besonders bemerkenswert. Die Entdeckung des Geistes in seiner transzendentalen Konstitution war offenbar die philosophische Aufgabe der Neuzeit. Es gehört aber wohl zum geschichtlichen Gang der Wahrheit, daß sie, um an einer Stelle ins Licht zu treten, an einer anderen verdunkeln muß. So forderte die Entdeckung des Geistes den Verlust der Welt. Das Ich geriet in eine zunehmende Isolierung und Weltentfremdung, die heute im Existentialismus gipfelt. Die Welt ist zum bloßen Entwurf geworden, ihr An-sich verbirgt sich im Unzugänglichen. Der Zugang zur Welt ist durch Theorien versperrt. Es ist erstaunlich, in welchem Maße philosophische Lehren das allgemeine Bewußtsein bestimmen können.

Es gibt viele Anzeichen, die darauf deuten, daß wir heute in einer Wende stehen. Der Aufbruch aus der personalen Isolation, der uns den Zugang zum Du und zu Gott neu eröffnet, ist unverkennbar. Nicht minder not aber tut die Wiedergewinnung der Welt. Der Mensch gehört in die Schöpfung, wenn er auch das Haupt

derselben ist. Allemal aber geht es darum, daß der Mensch den Bann der Neuzeit überwinde, der das Ich zum Gefangenen seiner selbst macht; daß er den Zugang zu dem wieder finde, was außer ihm ist — zur Welt, zum Du, zu Gott. Faktisch hat dieser Zugang zwar immer bestanden, wengleich er auch nicht immer realisiert werden konnte. Ihn aber auch theoretisch neu zu eröffnen, dürfte eine der wesentlichen Aufgaben dieses Buches sein.

Der Ertrag des Buches über „das Sein“ ist, wie man sieht, nicht gering. Die Vielfältigkeit der Bedeutungen von Sein, die die Analysen hervortreten lassen, zeigen, daß das Wesen des Seins nicht etwas so Einfaches und Einheitliches ist, schon gar keine essentia. Wesen des Seins besagt also im phänomenologischen Sinne Sachgehalt bzw. die Mannigfaltigkeit der Sachgehalte, die das Wort „sein“ beinhalten. Darin liegt keine Zurückführung des Seins auf das Wesen, wenigstens nicht im Sinne der anfangs erwähnten Dialektik von Wesen und Sein. Die Vielfältigkeit der Seinsbedeutungen dürfte jedoch zeigen, daß ein nur summarischer Gebrauch des Begriffes Sein in metaphysischen Erörterungen notwendig zum Formalismus führen muß. Es scheint, daß die Metaphysik zu weit fruchtbareren und inhaltsvolleren Ergebnissen gelangen könnte, wenn sie die nötigen Unterscheidungen berücksichtigte. Es sei nur wieder an die Dialektik von Wesen und Sein erinnert. Auch die Frage nach dem metaphysischen Ursprung des Seins würde sicherlich ganz neue Möglichkeiten der Beantwortung finden. Das Buch läßt diese Fragen — wie viele andere — beiseite. Es begnügt sich, den Grundriß der Seinsfrage zu legen. In der Tat — einen grundlegenden Grundriß, der auf alles Überflüssige verzichtet und auch die historischen Bezüge nur in Andeutungen bringt. Der Grundriß dürfte maßgebend sein für künftige Seins-erörterungen.

F. G. Sch.

Staatslexikon. Recht, Wirtschaft, Gesellschaft. Hrsg. von der Görresgesellschaft. Sechste, völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. 1. Band: Abbe bis Beyerle. Freiburg i. Br. 1957, Herder.

Gegenüber der fünften fünfbandigen Auflage (1926—1933) weist der nunmehr vorliegende erste Band der sechsten, auf acht Bände berechneten Auflage eine Menge neuer Stichwörter auf, da der gegenwärtige Leser u. a. auch über Algerien und Automation, Arabische Bewegung und Atomenergie zuverlässige Belehrung erwartet. Ein relativ großer Mitarbeiterstab läßt so ein Nachschlagewerk entstehen, das eine beträchtliche Anzahl nachprüfbarer Fakten bietet, die allerdings eindeutig im Rahmen der abendländisch-christlichen Tradition interpretiert werden: was das Abendland als erste Komponente anlangt, so hat Dempf darüber bereits in einem

eigenen Artikel gehandelt. Auf diese Weise wird eine reifere politische Urteilsbildung ermöglicht, vorausgesetzt, der Leser macht sich wirklich die Mühe, derlei fundamentale Artikel wie den über Autorität von Hauser gründlich durchzuarbeiten. So wird man feststellen können, daß dieser von der Görresgesellschaft protegierten Gemeinschaftsarbeit eine eminent kulturpolitische Bedeutung zukommt — auch wenn ein großer Teil der Artikel sich weniger mit dem Staat als mit der Wirtschaft befaßt: Bausparkassen und Betriebswirtschaftslehre, Arbeitsvermittlung und Alkoholismus sind ebenso vertreten wie Allgemeine Rechtsgrundsätze und Atheismus. Konfessionelle Polemik ist vermieden, mit der Interpretation von Philosophen wird man hier und da vielleicht nicht vollkommen einverstanden sein (wenn es z. B. 682 bezüglich Augustinus heißt: „So ist Gott von Anfang an das Licht, aber noch nicht selbst das Gelichtete“ — so ist nicht einzusehen, warum das nicht auch auf Aristoteles passen sollte (Met. 983 b 10); auch dort soll sich übrigens der Mensch der Seinsweise der Gottheit nähern (Nicom. 1177 b 33), also würde er doch schon in der vorchristlichen Antike mit dem gleichen Recht „Personalität“ genannt werden müssen —, es sei denn, der Akzent wird gänzlich auf die Herbewegung Gottes verlagert, Person also zu einer ausschließlichen Kategorie der Gnadentheologie gemacht? — bei dieser Gelegenheit wurde auch der scheinbar einzige Druckfehler des ganzen Bandes entdeckt: 573 unten: eromenon statt erumenon —, oder ist die zusätzlich zur Volkszugehörigkeit gestellte Frage nach der „Rassenzugehörigkeit“ Augustins (680) auch ein Druckfehler — ganz abgesehen davon, daß die Familie dem stadtrömischen Kolonialbeamtentum angehören dürfte? —, aber dafür müssen zum Abschluß der ansprechende, übersichtlich gegliederte Satz und die Anordnung der Literaturangaben um so mehr gelobt werden.

H. D.

Enciclopedia Filosofica. II: Er—Le. Hrsg. von: Centro di Studi Filosofici di Callarate. Verlag Istituto per la Collaborazione Culturale, Venezia-Roma 1957, 1916 Spalten.

Die philosophische Enzyklopädie, von der hier der zweite Band zur Besprechung vorgelegt wird, ist ein wirklich erstaunliches Unternehmen, das bislang nicht seinesgleichen hat. Das leitende Komitee besteht aus sechs italienischen Philosophen, acht Sektionsdirektoren, zwölf Redakteuren und zwölf Redaktionshilfen. Anlage und Ausstattung ist vorzüglich. Inhaltlich ist der Kreis der behandelten Personen und Themen sehr weit gegriffen. So sind auch Artikel zu Jesus, Goethe und zu Ibsen zu finden. Die namhaftesten Philosophen sind auch mit Bild und Autograph vertreten. Die Artikel enthalten ein

sachliches Referat, ohne daß sich ein vorgefaßter Standpunkt aufdrängte. Eingehend ist der deutschen Philosophen gedacht. Auch Größen zweiter Ordnung sind erwähnt. In dem vorliegenden Band sind Männer von größtem Einfluß auch eingehend gewürdigt. So: Leibniz, Hegel, Kant. Von modernen Denkern sind gewürdigt: N. Hartmann, Jaspers, Husserl. Ein eigener Artikel handelt von der Hegelschen Rechten und Linken. Gedacht ist an Görres, Grabmann, Fr. W. Förster, B. Geyer, J. Geysler, J. Hessen, G. Kafka, G. Hertling und viele andere.

Da dem groß angelegten Werke nichts an die Seite zu stellen ist, wird es sich auch bei uns und im übrigen Auslande seinen Platz erobern.

G. S.

Enciclopedia Filosofica. Ed.: Centro di Studi Filosofici di Gallarate. Istituto per la Collaborazione Culturale, Venezia-Roma. Bd. III, 1957, 1942 Spalten; Bd. IV, 1958, 1964 Spalten.

Mit diesen beiden Bänden wird die monumentale Philosophische Enzyklopädie abgeschlossen. Sie enthält im ganzen 12000 Artikel, 5000 sachlicher und 7000 historischer Art. Dem ganzen Werke sind 230 gut ausgewählte Illustrationen beigegeben. Besonders zu erwähnen sind die „Indices“, die allein über 1000 Spalten umfassen. Diese Indices sind nach 20 verschiedenen Gesichtspunkten, die jeweils wieder mehrfach unterteilt sind, hergestellt. Die beiden vorgelegten Bände enthalten zum Teil recht umfassende Artikel sachlicher Art über Themen wie Logik, Mathematik, Materie, Materialismus, Metaphysik, Mystik, Moralphilosophie, Ontologie, Realität, Rationalismus, Psychologie, Psychoanalyse usw. Auch die deutschen Philosophen sind wieder sehr eingehend berücksichtigt; fast alle, die mit bedeutsamen Veröffentlichungen hervorgetreten sind, sind genannt. Die Enzyklopädie will nicht zunächst einem engen fachwissenschaftlichen Zwecke dienen, sondern einem umfassenderen, nämlich der Instruktion weltanschaulicher Art überhaupt. Das zeigt sich deutlich in der Wahl der mit Bild hervorgehobenen Artikel wie Tolstoi und Rabindranat Tagore, Shakespeare, Saint Simon, Schleiermacher, Voltaire, Wieland und Wilde. Lobend zu erwähnen ist die vorzügliche Ausstattung. Das Werk wird lange seine Bedeutung behalten.

G. S.

Joannes Italos, Quaestiones Quodlibetales. Editio princeps von Perikles Joannou. In: *Studia Patristica et Byzantina*, Heft 4. 1956, Buch-Kunstverlag Ettal.

Perikles, Joannou, Christliche Metaphysik in Byzanz. I: Die Illuminationslehre des Michael Psellos und Johannes Italos. In:

Studia Patristica et Byzantina, Heft 3. 1956, Buch-Kunstverlag Ettal.

Johannes Italos, vermutlich aus Kampanien, lehrte von 1055 bis 1083 in Byzanz; erhalten blieben außer einigen logischen Traktaten nur 93 *quaestiones quodlibetales*, die hier zum ersten Mal auf Grund von drei Manuskripten unter sieben in einer textkritischen Ausgabe vorgelegt werden. Sie handeln von den Prinzipien, der Seele, der Zeit, Gattung und Art, den Tugenden usw., setzen die Kenntnis der antiken Philosophie voraus und spielen auf die Lehrmeinungen der heiligen Gregorius von Nyssa und Johannes von Damaskus an — alle Zitate sind dabei von Joannou dankenswerterweise identifiziert worden. Nun war Psellos der Lehrer und Vorgänger des Italos in Byzanz gewesen. Deren gemeinsame Illuminationslehre bildet den Gegenstand eines weiteren Bandes, der nach einigen lesenswerten Seiten über die metaphysische Problematik in der byzantinischen Philosophie des 11. Jahrhunderts zur Biographie des Italos übergeht (9—31), um schließlich die Illumination im kosmischen Geschehen sowohl (35—86) als auch in der Menschenseele (87 bis 146) darzustellen. Man erfährt dabei so manches über die Beziehung der Seele zum Leibe, die Seele als denkende Substanz, das Nichtsein der Materie, das Universalienproblem usw. Neuplatonische Weisheit ist — nicht ohne gelegentliche Kritik an der Antike — in großem Umfange verarbeitet worden; interessant ist, daß auch im 11. Jahrhundert der Prozeß der Seelenreinigung streng konservativ immer noch mit der Mathematik beginnt! Über das Maß der Tugend als Maß des Wissens hätte man gern noch mehr gelesen, da gerade dieses Thema dem Bewußtsein der späten Neuzeit ganz entschwunden zu sein scheint. Dafür entschädigt eine sehr klare Darstellung des Essentialismus aller antiken Philosophie (40/1) und eine ausführliche Behandlung des trichotomischen Schemas (Geist, Seele, Leib: 97 ff.). Daß der Philosophiehistoriker auf diese Weise etwas vom griechischen Mittelalter erfährt, ist sehr zu begrüßen, — um so mehr, als das 11. Jahrhundert vielleicht noch auf unerforschten Wegen östliches Gedankengut in den Westen gelangen ließ: ein Gesichtspunkt, unter dem die Geschichte der Hochschulastik erst noch zu schreiben wäre!

H. D.

Sdrakas, Evangelos, Lukrez. Trost der Menschheit. Mit einem Geleitwort v. B. K. Exarchos. München 1953, M. Hueber.

Ein heutiger Grieche nimmt in der vorgelegten Schrift Lukrez, „das Bindeglied zwischen einer absterbenden und einer neuen Welt“ zum Thema. Er bemüht sich, ein anschauliches Bild der geistigen Zeitnöte der hellenistischen Zeit zu geben, aus der als Zeitphilosophien Stoa und

Epikureismus erwachsen. Insbesondere versucht er das Werk von Lukrez „De rerum natura“ als Heilmittel für die unter der Unsicherheit der Zustände und im Kampf des Daseins leidenden Zeitgenossen zu erweisen. Darum auch der Titel seiner Schrift „Lukrez Trost der Menschheit“. In Lukrez sieht Sdrakas gar einen geistigen Wegbereiter zum Christentum. Das Christentum selbst hält er dann für die „zeitgemäße Religion“, auf welche die Massen warteten. Ja, das Christentum ist ihm „Erbe der alten griechischen Philosophie“. Bei dieser harmonisierenden Betrachtungsweise werden alle Unterschiede und Gegensätze verwischt. Der leidenschaftliche Atheismus von Lukrez, welcher sich im modernen Atheismus weiter auswirkt — siehe die Dissertation von Karl Marx — wird verharmlost.

G. S.

Christmann, Heinrich Maria, Thomas von Aquino als Theologe der Liebe. In: Thomas im Gespräch, 1. Heidelberg 1958, F. H. Kerle.

Ein ganz dünnes Bändchen — in dem aber doch dankenswerterweise immer wieder auf den genauen Wortlaut bei Thomas selbst verwiesen wird — unternimmt es, auf ein paar in Vergessenheit geratene Sachverhalte hinzuweisen: daß Weisheit der Liebe zugeordnet ist, daß die Verwirklichung des ranghöchsten Gutes im Universum, der Ordnung, auch Sache der Liebe ist, daß, obgleich grundsätzlich der Verstand vornehmer ist als der Wille, in Bezug auf Gott doch die Liebe das ist, was näher an ihn heranführt u. dgl. m.: eine erfreuliche Lektüre also.

H. D.

Owens, Joseph CSSR, St. Thomas and the future of metaphysics. The Aquinas Lecture 1957. Milwaukee 1957, Marquette University Press.

P. Owens' kleines Büchlein kann gar nicht genug gelobt werden. Es macht uns mit einer so großen Zahl von Eigentümlichkeiten des thomistischen Denkens bekannt wie sie im allgemeinen im Rahmen einer Festvorlesung nicht zur Sprache zu kommen pflegen. Dazu gehört insbesondere all das, was mit dem esse zusammenhängt, wobei die Konfrontation mit den falschen Zutaten einer späteren Zeit um so aufschlußreicher wirkt (die Aufteilung der Metaphysik bei Wolff in generalis und specialis, die es Kant so leicht machte, der Metaphysik überhaupt den Wissenschaftscharakter abzuspüren, der Begriff des esse essentiae, der Versuch, den Identitäts- noch vor den Widerspruchssatz zu rücken). Hinweise darauf, daß das System als Ganzes nicht nur offen, sondern infolge Zeitmangels auch ausgesprochen unfertig geblieben ist, ohne jedoch unwissenschaftlich zu

sein — das wird durch eine rigorose propter-quad-Technik ausgeschlossen —, verbinden sich mit einer kurzen Betrachtung der verschiedenen Interpretationsschemata: Potenz—Akt im 19. Jahrhundert, Proportionalitätsanalogie (frühes 20. Jahrhundert). Partizipation (30er Jahre) und Existenz (40er Jahre). Dazu kommen schließlich noch 65 Anmerkungen mit zum Teil recht ausführlichen Zitaten. Auch für den Kenner eine erfreuliche Lektüre.

H. D.

Hayen, André, L'intentionnel selon saint Thomas. In: Museum Lessianum, section philosophique Nr. 25. 1954, Desclée de Brouwer.

Die zweite Auflage des bereits 1942 erschienenen, wichtigen Buches, das nur wenige Änderungen aufweist und zwecks Auseinandersetzung mit der Kritik auf das Werk desselben Verfassers über Communication de l'être (1958) verweist.

H. D.

Campanella, Tommaso, De Sancta Monodiade. = Theologicorum liber secundus. Testo critico e traduzione a cura di Romano Amerio. Roma 1958. Centro internazionale di studi umanistici = Edizione Nazionale dei Classici del Pensiero Italiano, serie II 6.

Eine vom Manuskript erstmalig edierte Trinitätstheologie in 20 Artikeln mit fortlaufender italienischer Übersetzung.

H. D.

Walser, P., Die Prädestination bei Heinrich Bullinger. Im Zusammenhang mit seiner Gotteslehre. (Studien zur Dogmengesch. und systematischen Theologie, hrsg. von F. Blanke, A. Rich und O. Weber, Bd. 11.) 288 S. Zürich 1957, Zwingli-Verlag.

Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger als Prediger am Großen Münster in Zürich, war in erster Linie praktischer Seelsorger. Seine Schriften, Predigten, Briefe und Gutachten bezeugen die lebendige und verantwortungsbewußte Lehrverkündigung. Sie lassen die Lehrunterschiede und Lehrgegensätze erkennen, sie geben aber dem Lehrstreit keinen breiten Raum. Bullingers Schriften sind wertvolle Quellen der Theologie und der Verkündigung aus der Zeit der Reformation, die schon wiederholt beachtet und bearbeitet wurden. P. Walser greift in der vorliegenden Studie Bullingers Äußerungen und Ausführungen über die Prädestination aus den verschiedenen Schriften auf und sucht sie in den Rahmen der Gotteslehre einzuordnen und von dorthin zu verstehen.

Im ersten Teil der Studie stellt Walser Bullingers Lehre vom Sein und Wesen Gottes und von der Gotteserkenntnis dar. Bullinger hält

zwar nicht viel von der natürlichen Gotteserkenntnis, er scheut sich aber nicht, philosophische Begriffe (z. B. *summum bonum*) in den Dienst der Gotteserkenntnis zu stellen. — Im zweiten Hauptteil sind die göttliche Vorsehung und die Vorherbestimmung Thema der Untersuchung. Zusammengefaßt ist Bullingers Ansicht die: Die Vorherbestimmung und Erwählung zum Heil ist allein die positive göttliche Möglichkeit, die Verwerfung und Verdammung ist mit auch die negative menschliche Möglichkeit, „hervorgehend aus unserer natürlichen Verderbtheit“ (135). Bullinger hütet sich aber, „den belasteten Begriff der Zweitsachen zu gebrauchen, sondern verwendet den Ausdruck ‚Mittel‘“ (III). Gott führt die Erwählten auf dem Weg des Glaubens und des Gehorsams zum Heil. Letztlich gründet Bullinger den Heilswillen und den ewigen Ratschluß Gottes auf Jesus Christus. Damit trägt er der geschichtlichen Wirklichkeit und der Freiheit des Menschen Rechnung. — Gott, der Erlöser, ist Gegenstand des dritten Teiles der Studie. Bullingers theologische Lehre und Verkündigung kommt immer wieder auf den Bund Gottes mit den Menschen zurück. Der Bundesbegriff ist ein fruchtbares heuristisches Prinzip der Verkündigung und der Theologie. Diese Erkenntnis verdient auch heute noch Bedeutung. Walsers Studie leistet der historischen und der systematischen Theologie gute Dienste. L. H.

Behn, Irene, Der Philosoph und die Königin. Renatus Descartes und Christina Wasa, Briefwechsel u. Begegnung. Freiburg i. Br. 1957, Karl Alber.

Ein liebenswürdiges Büchlein, das von dem Briefwechsel zwischen Descartes und dem französischen Residenten in Stockholm, schließlich von der Einladung des Philosophen an den schwedischen Hof berichtet, um am Ende plausibel zu machen, daß Descartes nicht so weit gereist war, um für eine Königin ein Ballett zu schreiben, sondern weil diese von ihm in ihren Konversionsabsichten Unterstützung erwartete. Und dies mit Erfolg, da es hinreichend viele Zeugnisse von hinreichend vielen verschiedenen Personen dafür gibt, daß Descartes nicht bloß äußerlich und konventionellerweise katholisch war. Schon um dieses letzten Abschnitts willen dürfte sich die Lektüre dieses Büchleins zumal in Deutschland lohnen. H. D.

Kant, Immanuel, Werke. 5. Band, hrsg. von Wilhelm Weischedel. 1957, Inselverlag.

Dieser ebenso wie seine Vorgänger vorzüglich gedruckte und mit allen nötigen Textvarianten versehene Band enthält: Kritik der Urteilskraft, Erste unveröffentlichte Einleitung zur Kritik der Urteilskraft, Metaphysische Anfangs-

gründe der Naturwissenschaft, Über den Gebrauch theologischer Prinzipien in der Philosophie. H. D.

Solowjew, Wladimir, Una Sancta. Schriften zur Vereinigung der Kirchen und zur Grundlegung der universalen Theokratie. Zwei Bände der achtbändigen deutschen Gesamtausgabe der Werke v. W. S. Bd. I (Bd. II der Gesamtausgabe) 514 S.; Bd. II (Bd. III der Gesamtausgabe) 476 S. Freiburg i. Br., Verlagewel.

Unfraglich hat das Werk von Solowjew im gegenwärtigen Kairos seine Bedeutung. In jahrelangem denkerischen Ringen um die geistigen Nöte der Zeit kam Solowjew zu der Einsicht, daß nur eine universale Theokratie unter Vereinigung aller Kirchen um den Felsen Petri die Rettung bringen könne. Die Ökumene, wie sie Solowjew erschaut, bejaht und umfaßt das ganze Christentum mit all seinen Gestalten: die bewahrende Tradition der orthodoxen Kirche, die aktiv-formende Kraft der katholischen und die an Christus sich bindende Gewissensfreiheit der evangelischen Kirche. Die *Una Sancta Ecclesia*, die ihm vorschwebt, hat ihr Urbild und Vorbild in dem dreieinigen Gott. Es ist von besonderem Reiz, Solowjew in seinen Betrachtungen über die „Geistlichen Grundlagen des Lebens“ zu folgen. Mit entschlossenem Ernst stellt er sich die entscheidenden Fragen, wobei freilich eine gewisse Unzulänglichkeit des Laientheologen, der allzu summarisch sieht und nach manchen Richtungen hin übertreibt, zutage tritt. So ist für den russischen Laientheologen die These charakteristisch: „Gott besitzt für uns keine Wirklichkeit außerhalb des Gottmenschens Christus“ (II 11). Simplifizierungen der Sicht: „Der tierische Trieb ... erscheint als Gesetzlosigkeit oder Sünde“ (ebd. 19). „Unsere Natur ist lasterhaft bis in ihre Wurzel hinein“ (ebd. 21). „Unsere Natur ist an sich nicht ein Gutes“ (ebd. 22). Steht Solowjew zunächst auf dem Standpunkt, daß die westlichen Kirchen den Versuchungen Satans, die Christus der Herr abgewiesen hat, erlegen seien, macht er anfänglich der katholischen Kirche die heftigsten Vorwürfe ob ihres Machtstrebens, und erwartet er von der rechtgläubigen russischen Kirche — ähnlich wie Dostojewski — das Heil, so vermag sein kritischer Blick doch langsam den Wall der Vorurteile zu durchstoßen und zu einem gerechteren Urteil zu gelangen. Die Rechtgläubigkeit des Ostens ist zugleich Verknöcherung der Tradition, während der Glaube in der katholischen Kirche ein Gut ist, das lebendig weiterwächst und die Aufgaben der Zeit angeht. Diese Einsicht führt Solowjew zu dem Schritt des Übertritts zur katholischen, wenn auch nicht zur römischen Kirche.

Die Übersetzung und Herausgabe der vor-

gelegten beiden Bände ist mit großer Liebe und Sorgfalt erfolgt. Übersetzer des ersten Bandes sind W. Szykarski und Ludolf Müller. Den zweiten Band haben Szykarski, W. Setschkaeff und L. Müller übersetzt. Die Zitate aus den Kirchenvätern und Konzilsakten sind im Anhang aus den Quellenwerken von Migne und Mansi lateinisch und griechisch wiederholt. Jedem Band ist ein Übersetzungsspiegel beigegeben, der es dem des Russischen mächtigen Leser leicht macht, den russischen Originaltext zu vergleichen. Mit Recht hat der Verlag Anerkennung für die vorzügliche Ausgestaltung des Werkes erhalten. Der zuerst erschienene siebente Band der Gesamtausgabe wurde unter die „50 schönsten Bücher 1954“ aufgenommen. Nur wenige Schönheitsfehler fallen auf — Bd. III muß es heißen „die Freiheit kann mißbraucht werden“ (statt „mißverbraucht werden“). S. 428 ist ein Satz nicht in Ordnung.

G. S.

Menne, A., Was ist und was kann Logistik?
15 S. Paderborn 1957.

Ein Vortrag, in dem auf gedrängtestem Raume der Unterschied der Logistik gegenüber der älteren Logik sowie gewisse Grundzüge der ersteren dargelegt werden. Den Laien dürften vor allem S. 11 ff. interessieren, auf denen die Anwendbarkeit dieser Wissenschaft dargelegt wird. Menne gehört zu den heute leider noch seltenen Denkern, die nicht nur entweder von Logik oder von Philosophie etwas verstehen; das optimistische Urteil, das er diesbezüglich selbst im Vorwort zu seiner Übersetzung von Bochenskis *Précis de logique math.* vorgelegt hat, dürfte noch längere Zeit seiner Bestätigung harren. Hat doch erst unlängst ein Neu-Positivist (aber wieviele Philosophen in Deutschland lesen so etwas?) bemerkt, hinsichtlich der in Deutschland und Österreich dominierenden Richtungen wäre es angemessener, von „Sprachträumerien“ statt von „Denken“ zu sprechen (A. Pap, *Analyt. Erkenntnisth.*, Wien 1955, S. VI).

N. L.

Gora, St., De quibusdam fallaciis principii limitationis. (Separatdruck aus *Collectanea theologica*, S. 284—358.) Varsoviae 1949.

Wieder einmal ein Versuch, das thomistische Prinzip „actus non limitatur nisi per potentiam“ zu erschüttern; wobei wir den Leser sogleich beruhigen möchten, daß er auch weiterhin unbesorgt an der Richtigkeit der zweiten der berühmten 24 thomistischen Thesen wird festhalten dürfen. Denn auch wenn man die fatale, durch unphilosophische *Politica* bedingte Lage des Verfassers (noch vor kurzem Dozent für Philosophie an der Universität Breslau) berücksichtigt, bleibt unbestreitbar gültig, daß nur

derjenige Recht zu Kritik hat, der sich zumindest ehrlich bemüht, den Gegner zu verstehen; mit Mißverständnissen derjenigen Art wie sie dem vorliegenden, mitunter recht angriffslustig und in mittelmäßigem Latein geschriebenen Werklein zugrundeliegen, ist leider nicht viel anzufangen. Wenn die aristotelische Formulierung *to on legetai pollachos* bedeutet: „ens ... de se importat multitudinem et diversitatem“, dann bleibt eben die (an sich gewiß richtige) Behauptung, Aristoteles habe das besagte Prinzip nicht gekannt, unbewiesen. Was den „index praecipuarum fallaciarum in thomistico principio limitationis“ betrifft, so werden, mit einer einzigen Ausnahme, die (an sich weitaus klügeren, als man dem Text entnehmen könnte) Argumente Descoqs und Fuetschers wiederholt. Dafür ist aber auch der einzige Einwand, den „hucusque nemo, ni fallimur“ (man möchte „Deo gratias“ hinzufügen), vorgebracht hat, überraschend genug, vgl. S. 318 ff.: die These von der absoluten Priorität des Aktes besage, daß die Potenz aus dem Akt „tamquam eius effectus“ entsteht („origitur“!), weil sonst „renovaretur sub alio nomine vel manichaeum principium malum vel maya-avidya“ (ist dem Verfasser denn bei Thomas, der übrigens nur dreimal zitiert wird, nie der Ausdruck „concreatum“ begegnet?); woraus sich dann natürlich das unlösbare, weil dilemmatisch zu Unsinn führende „Problem“ ergibt, ob die „origo potentiae ex actu praesupponit antecedentem limitationem actus aut non“. Im großen ganzen erinnert die Schrift an eine mittelmäßige Seminararbeit; sie wäre besser unveröffentlicht geblieben. Höchstens wäre noch hinzuzufügen, daß die Thomisten gut daran täten, klarer herauszustellen, worum es eigentlich geht: nicht um die zweifellos sinnlose Frage, wie ein zunächst illimitierter Akt nachträglich limitiert wird, sondern darum, daß ein endlicher Akt als Moment eines real Existierenden „in veram incidit cum potentia compositionem“. Oder, wie es bei Thomas, *CG I*, 43 heißt: „actus ... in nullo existens nullo terminatur“.

N. L.

Wesen und Wirklichkeit des Menschen. Festschrift für Helmuth Plessner, hrsg. von K. Ziegler. 403 S. 1957.

Zum 65. Geburtstag des Göttinger Philosophen Helmuth Plessner widmen Kollegen und Schüler ihm diese Festschrift, deren Beiträge alle Lichter zur Aufhellung des Grundproblems sein wollen, dem Plessner selbst seine Denkarbeit vornehmlich gewidmet hat. Um die Fragen einer „Philosophischen Anthropologie“ kreisen seine Hauptwerke „Die Einheit der Sinne“ (1923), „Die Stufen des Organischen und der Mensch“ (1928), „Lachen und Weinen“ (1941). Was Biologie, Psychologie und Soziologie zu einer Philosophischen Anthropologie beitragen

können, ist Hauptaugenmerk Plessners wie der Festschrift. Die fünfzehn, meist recht gehaltvollen Beiträge der Festschrift, die hier nicht im einzelnen referiert werden können, sind in drei Gruppen eingeteilt: „Philosophische Grundlagen“, „Geschichtsphilosophie und Soziologie“, „Ästhetik und Poetik“. Zum ersten Teil haben beigetragen: Th. Litt (Empirische Wissenschaft und Philosophie), A. Portmann (Die Erscheinungen der lebendigen Gestalten im Lichtfelde), F. J. J. Buytendijk (Der Geschmack), O. Fr. Bollnow (Die Vernunft und die Mächte des Irrationalen) und W. Schulz (Existenz und System bei Sören Kierkegaard). Im zweiten Teile handeln K. Jaspers über „Kants „Zum ewigen Frieden““, R.-E. Schulz über „Geschichte und teleologisches System bei Karl Marx“, H. Barth über „Staat und Gewissen im Zeitalter des Säkularismus“, J. Romein „Über den Konservatismus als historische Kategorie“, Th. W. Adorno über „Soziologie und empirische Forschung“, M. Horkheimer „Zum Begriff des Menschen heute“. Die Beiträge des dritten Teiles stammen von J. König (Die Natur der ästhetischen Wirkung), B. Snell (Bemerkungen zu Theorien des Stils), W. Hellmann (Objektivität, Subjektivität und Erzählkunst. Zur Romantheorie Fr. Spielhagens). Die Einleitung vom Herausgeber weist auf das Werk von Plessner hin. Die am Schluß angefügte „Bibliographie Helmuth Plessner“ hat L. Stern zusammengestellt. G. S.

Pfeil, Hans, Überwindung des Massenmenschen durch echte Philosophie. 291 Seiten. Graz, Wien und Köln o. J. (1956), Verlag Styria.

Um dieses Buch richtig zu verstehen, ist es nötig, genau auf die Intention des Verfassers zu achten. Es geht hier nicht um die geschichtsphilosophischen und pseudo-theologischen Hoffnungen, von denen die Massenorganisationen östlicher und teilweise auch westlicher Prägungen leben. Es geht auch nicht um die Ansätze, die sich auch innerhalb großer Zusammenballungen im modernen Großbetrieb, in der Großstadt und in den politischen Organisationen immer wieder zur Gemeinschaftsbildung im kleinen Kreise, zum gegenseitigen Einstehen füreinander und zum Verzicht im Rahmen der „social interaction“ herausbilden. Der Verfasser geht einfach von den Grundlehren der philosophia perennis aus und zeigt, wie durch die Besinnung auf die bleibenden Grundlehren ein Weg zur Überwindung des Massenmenschen gegeben ist. Daß dieser Weg nicht der ausschließliche ist, versteht sich von selbst. Er setzt die Abkehr von den pseudoreligiösen Hoffnungen voraus. Massenmenschliches Verhalten und philosophische Besinnung sind radikale Gegensätze. Der Massenmensch gibt seine Individualität preis. Er ist der Wirkkraft seiner Individualität

beraubt und ist ein „Mängelwesen“ in vierfacher Hinsicht: Als Herdenmensch verzichtet der Massenmensch auf Selbstbewußtsein und Selbstverantwortung. Als Taumelmenschen fehlt es ihm an Wahrheits- und Wertbewußtsein. Als Nurfachmensch hat er weder Überblick noch geistige Tiefe. Als Nurdiesseitsmensch ist er ohne religiöse und übernatürliche Bindungen. Diesen vierfachen Typen des Massenmenschen stellt nun der Verf. den existentiellen, perennen, prinzipiellen und propädeutischen Charakter der Philosophie gegenüber. Die radikale Existentialität überwindet die Mängel des Herdenmenschen. Die wahren und allgemeingültigen Erkenntnisse der philosophia perennis mit ihrer objektiven Geltung sind der Weg zur Überwindung des Taumelmenschen mit seinem mangelnden Wertbewußtsein. Dem Nurfachmenschen wird sodann der innere Zusammenhang von Philosophie und Einzelwissenschaften und der metaphysisch-religiöse Abschluß gegenübergestellt. Dies gipfelt in der Hinführung zur Theologie, die dazu dient, den Nurdiesseitsmenschen zu überwinden.

Im Rahmen der gestellten Aufgabe entwickelt das Buch eine allseits durchdachte philosophische Systematik und tief begründete Weltanschauungslehre, der man recht viele besinnliche Leser wünschen möchte. Diese Ausführungen werden auch unter veränderten Aspekten ihren dauernden Wert behalten. V. R.

Hildebrand, D. von, Wahre Sittlichkeit und Situationsethik. Düsseldorf 1957, Pathmos Verlag.

Eine erfreulich eindeutige Ablehnung der Situationsethik: sinnvoll sei sie nur in ihrem Protest gegen die Mediokrität und die verschiedenen Formen des Pharisäismus, denn Liebe und Gehorsam seien nicht trennbar. Mehrmals wird betont, daß Sünde unter allen Umständen zu meiden sei, weshalb es auch einbarer Unsinn wäre zu meinen, man dürfe aus Liebe sündigen (90). Nur schade, daß der phänomenologische Rahmen nie verlassen wird: sonst erführe man gewiß noch einiges über die psychologischen Gründe und die systematischen Verschiebungen, die dieses Situationsdenken, das sich bis in die Romanliteratur hinein auswirkt, möglich machten. Gerade die mittelalterliche Ethik spricht ja von den circumstantiae („Situationen“) noch ganz anders. Doch ist auch so diese Untersuchung, Ausschnitt einer umfassenderen „Christlichen Ethik“, höchst beachtlich und trotz ihres zuweilen etwas rhetorischen Charakters empfehlenswert; schon weil hier endlich einmal darauf aufmerksam gemacht wird, wie weitgehend „persönliches Wagnis“ nur ein Schlagwort ist und daß das allgemeine Sittengesetz, weit entfernt davon, zufällige positive Setzung zu sein, selber aus dem Wesen Gottes stammt.

H. D.

Arnold, Wilhelm, Person, Charakter, Persönlichkeit. Göttingen 1957, Verlag für Psychologie Dr. Hogrefe.

Verf. sieht als ein wesentliches Merkmal an der Psychologie die Dienstbereitschaft jedem Menschen gegenüber an (18) und wehrt sich ebenfalls mit Recht gegen die neumodische These, Person sei ein Mensch erst im Zustande vollkommenen Mündigseins (18). Er beschreibt weiterhin unter Anführung vieler Zitate die personale Konstitution des Menschen (Person und Geist, Person und Gemeinschaft, Person und Tod), behandelt das Leibseeleverhältnis, aber ohne die klassisch-aristotelische Doktrin darzulegen, und das Bewußtseinsproblem, um schließlich zu einer Phänomenologie des Charakters überzugehen, in der von den Gefühlen bis zu den Urteilsformen, vom Gedächtnis bis zum Temperament sehr viele Details durchgesprochen werden. Richtig gesehen ist, daß sich das Personsein bis ins Leibliche hinein auswirkt, daß also nicht umgekehrt das Menschenwesen von unten her aufgebaut zu werden braucht. Das letzte Kapitel handelt von der Persönlichkeit, der Objektivität der Werte (wobei richtig bemerkt wird, daß die Fragen der Moral Fragen der Metaphysik sind [334]) und der modernen Kultursituation. H. D.

Geppert, Theodor, Theologie der menschlichen Gemeinschaft. Grundlegung der Sozialphilosophie und Sozialtheologie. Münster 1955, Aschendorff.

Verf. wendet sich mit Nachdruck und Geschick gegen das Vorurteil vom unwissenschaftlichen Charakter theologischen Denkens. Die positivistisch-soziographische Methode kann keine zuverlässigen Ergebnisse zeitigen, wenn ihr nicht eine Metaphysik, ja sogar eine konkrete Theologie der Gemeinschaft vorausgehen. Die kurze Schrift sei allen Soziologen empfohlen. H. D.

Gözl, Benedictus, Paedagogiae christianae elementa. XIV, 256 S. Romae-Friburgae-Barcinone 1956, Herder.

Der Verf. ist seit langen Jahren Professor der Pädagogik an der päpstlichen Hochschule der Franziskaner in Rom (Antonianum) und Direktor des dortigen pädagogischen Institutes. Diese Tätigkeit gibt auch dieser Pädagogik ihre besondere Note; sie ist ihrer Zielsetzung nach wesentlich religiös ausgerichtet: katholisch auf den gesicherten Grundlagen einer personalen Philosophie. In fünf wohlproportionierten Teilen werden behandelt: der Erziehungsprozeß (Methoden und Mittel der Erziehung), die individuellen Erziehungsträger (Erzieher und Zöglinge), soziale Erziehungsträger (Fami-

lie, Staat und Kirche) und die Geschichte der christlichen Erziehungswissenschaft (von Jesus Christus bis zu O. Willmann). Im Anhang wird die Enzyklika Pius' XI. „Divini illius Magistri“ angefügt, auf die in den systematischen Ausführungen immer wieder zurückgegriffen wird. Die in flüssigem Latein geschriebene Pädagogik ist nicht bloß rein theoretisch gehalten, sondern verrät immer wieder den langjährigen Pädagogen. Sie sucht in gleicher Weise allzu große Strenge und Engherzigkeit wie auch übertriebene Freiheit und verstiegenen Idealismus zu vermeiden. Das zeigen u. a. die klugen Hinweise, die der Verf. über die Erziehung in der Familie (126ff) und in Internaten (130ff.) gibt. Allen christlichen Erziehern sei diese solide und klar geschriebene Pädagogik auf das wärmste empfohlen. T. B.

Schnackenburg, Rudolf, Die sittliche Botschaft des Neuen Testaments. München 1954, Max Hueber.

Eine wohlabgewogene Darstellung der Forderungen des N. T. unter dem ausschließlichen Gesichtspunkt ihres unmittelbar moralischen Charakters. H. D.

Hersch, Jeanne, Die Illusion. Der Weg der Philosophie. Geleitwort von Karl Jaspers. München 1956, Dulp Taschenbücherei, Lehnen Verlag.

Die Illusion besteht darin, so etwas wie objektive Wahrheit gefunden zu haben. Auch kann Philosophie höchstens nachvollzogen, aber nie übernommen werden, da jeder nur aus seiner eigenen Freiheit zu philosophieren vermag. Der ontologische Gottesbeweis wird eine Akrobatennummer genannt (73) und Hegel outrierter Objektivismus (66) vorgeworfen, doch scheint die hier vertretene Ablehnung aller Metaphysik zugunsten eines transzendierenden Philosophierens dem ändern Extrem eines outrierten Subjektivismus auch nicht allzu fern zu stehen. Statt überhaupt irgend etwas zu erkennen, empfindet man schließlich nur noch sich selbst — bei Gelegenheit des philosophischen Aufschwungs. H. D.

Natzmer, G., Weisheit der Welt. Berlin-Wilmersdorf 1954, Safari-Verlag.

Eine anspruchslose Philosophiegeschichte, die mit dem Titel Weisheit reichlich freigebig umgeht, insofern sie z. B. Duns Scotus (der übrigens 1266 geboren, also 42 Jahre alt wurde, und dessen Voluntarismus keinesfalls so exzessiv war!) eine halbe Seite konzidiert, Schopenhauer jedoch ganze dreizehn. Auch wird Boehme wieder mal kritiklos als Mystiker bezeichnet. H. D.